

Wenn Zitronen weinen

von Sabrina Gaber

Maria stand Seite an Seite mit ihren Kolleginnen. Ihre Hand war erhoben und ihre Stimme mischte sich mit den Worten der Anderen, die dicht an dicht neben ihr her marschierten. Die Streikenden wollten genug Verdienst, um damit überleben zu können und die hungrigen Kinder satt zu bekommen. Zeit für ihre Kinder und Arbeitsbedingungen, die sie nicht krank machten und so sehr auszehrten, dass sie in der Nacht nach Hause kamen und traumlos in der kalten Behausung für ein paar Stunden ihre Glieder ausstreckten, um am nächsten Morgen, noch bevor die Sonne aufging, wieder in der Fabrik zu stehen. Maria hatte nicht ihrem Vaterland den Rücken gekehrt und ihre Muttersprache gegen fremdartige Laute getauscht, um sich in der Ferne zu Tode zu schuften.

Seit nunmehr einem Monat standen sie auf den Straßen. Es war Jänner im Jahr 1912 und eisig kalt. Die Chefleute hatten die Näherinnen vorerst beschwichtigt, dann eingeschüchtert, sie wurden von der Obrigkeit ausgelacht und dann haben die Chefs gedacht, sie würden ob der harten Wintertage bald wieder an ihrem Arbeitsplatz sitzen. Sie rechneten damit, dass sie es nicht aushalten würden in diesem eisigen Wind, der durch die Straßen von Massachusetts weht. Doch sie blieben. Alle.

Jeden Tag wurden es mehr Frauen. Die Fabriken wurden zusehends leerer und die Stimme, die sie alle miteinander vereinte, wurde lauter. Die Masse rezitierte aus der Rede von Rose Schneidermann, die vergangenes Jahr in New York ihre Stimme für Frauen erhoben hatte. James Oppenheim hatte die Worte in sein Gedicht aufgenommen, welches 1911 im American Magazine veröffentlicht wurde und ihnen nun als Parole diente.

Nun sprachen sie und es klang wie die Wellen des Meeres:

„Hearts starve as well as bodies, give us bread but give us roses!“

(„Herzen hungern genauso wie Körper, gebt uns Brot, aber gebt uns auch Rosen!“)

Je lauter und melodischer die Stimmen des Streiks wurden, desto weniger spürte Maria die Kälte. Dennoch zog ihr ein Schauer über den Rücken. Irgendetwas war heute anders, ihre innere Stimme wollte sie hier nicht bleiben lassen. Immer wieder schrie es in ihr: „Du musst hier weg. Geh schon!“

Die Wogen des Zorns und der Unzufriedenheit schienen heute besonders hoch zu schlagen. Die Polizisten, die sie bisher eher milde belächtet hatten, sahen heute bedrohlich aus. Sie froren, ganz im Gegensatz zu den Frauen. Die Streikenden waren so viele, dass die Körperwärme reichte, um stundenlang durch die Straßen ziehen zu können.

Ihre Kontrahenten standen am Rand, schwer bewaffnet, Einzeln. In der Summe gesehen waren es viele Polizisten und doch standen entlang der Strecke nur eine Handvoll Männer.

In den letzten Tagen wuchs in Maria die Unruhe. Die Stimme im Kopf schien nicht mehr verstummen zu wollen. Ihre Stimme, und die ihrer Gefährtinnen ebenfalls nicht.

Sie marschierte weiterhin mit, obwohl die Abwehr ihres Körpers beinahe ihre Beine lähmte. Maria kannte dieses Gefühl und begann sich umzusehen. Sie sprach immer noch: „Give us bread, but give us roses!“ Doch ihre Augen suchten einen Weg raus aus der Streiklinie und weg von dieser nicht greifbaren Bedrohung. Der Protestmarsch bewegte sich aus der Stadt hinaus zu der Fabrik, in der sie als Näherin arbeitete.

Sie würde bei der nächsten Gelegenheit ihre Position aufgeben, Platz für Eine von den hinter ihnen marschierenden Frauen machen, sich immer weiter zurück fallen lassen und zusehen, dass sie durch die Masse hindurch zur Seitengasse kam. Dort wollte sie unsichtbar werden. Ein versteckter Eingang führte zu einem Kellergewölbe, welches mit einem Anderen, eine Straße weiter verbunden war. Die Verbindungstür stand immer offen, denn die Kellerräume wurden nicht genutzt. Der Durchgang hatte ihr schon oft gute Dienste geleistet, wenn sie, was häufig vorkam, in der Früh nicht rechtzeitig aus dem Bett gekommen war.

Der Plan war in ihrem Kopf noch nicht ganz fertig gedacht, da ließ sie sich auch schon von der Frau hinter ihr ablösen. Sie sprach immer noch den Singsang aus, leiser jetzt. „Bread, but give us roses!“ Panik stieg in ihr hoch. Weswegen, wusste sie nicht. Maria wusste nur, sie kannte dieses unbegreifliche Gefühl.

Wieder eine Reihe weiter zurück.

Maria war auf Sizilien, als eine von 8 Kindern, auf einer kleinen Fattoria dei Limoni (= Zitronenfarm) aufgewachsen. Dort hatte sie gelernt zu nähen, zu arbeiten, die Hitze des Sommers zu lieben und wie herrlich Zitronen in der Abendsonne duften konnten. Auf ihrer Heimatinsel hat Maria schon in jungen Jahren gelernt, auf ihre innere Stimme zu hören. Die gnadenlose, unüberhörbar laute Stimme, die sie jetzt gerade anschrie: „Mach, dass du weggommst!“

Auf der kleinen Fattoria war immer viel zu tun gewesen und als Kinder hatten sie viele Aufgaben und Freiheiten. Als ihr ihre Stimme das erste Mal zuflüsterte, sie solle sich in Sicherheit bringen, hatte sie nicht darauf gehört und unbeirrt weiter Zitronen gepflückt. Ihr Vater hatte sie an diesem Tag mitgenommen und ging mit ihr durch die duftenden Reihen, erklärte ihr alles rund um diese Frucht, welche sie pflücken durfte, weshalb die Zitronen manchmal aussahen als ob sie weinen würden, wenn es geregnet hatte und welche der Zitronen noch Zeit brauchten. Maria liebte diese kostbaren Momente nur mit ihm.

Doch an diesem Tag war irgendwas nicht in Ordnung gewesen. Irgendwann hatten sie Männerstimmen wahr genommen. Ihr Vater hatte sich sofort nervös umgesehen und seine Tochter hinter sich in die Bäume geschoben.

Mit den Fingern deutete er ihr, sie möge leise sein. Maria blickte zwischen den Blättern hindurch und sah, wie vier düstere, bärige Männer an ihren Vater

herangetreten waren. Sie verstand nicht, was die Männer sagten, nur dass ihr Vater entschieden verneinte. Dann schlug auch schon der Erste von ihnen auf ihren Papa ein. Maria ließ ihren Korb fallen und lief los.

Sie lief zum Haus.

Weg von den Männern.

Der Hang war steil, die Luft so heiß, dass sie gefühlt bei jedem Atemzug Marias Lungen zu verbrennen drohte und ihre Beine flogen so sehr über die trockene Erde, dass sie eine Staubwolke hinter sich nachzog. Sie stürzte atemlos, staubig und mit angstgeweitetem Blick in das Haus. Ihre Oma stand beim Herd, sah ihre Enkelin und rief die Jungs herbei, die, sobald Maria zu sprechen vermochte, zu ihrem Vater eilten.

Er war zusammengeschlagen, gedemütigt und schrecklich bedroht worden. Seit diesem Augenblick hatte sich das Leben auf der Fattoria dei Limoni verändert. Erpressung und Angst bewegten ihren Vater dazu, Maria, ihre Oma und einen seiner Söhne nach Amerika zu schicken. Sie sollten hier ein besseres Leben beginnen, eine Zukunft aufzubauen und die restliche Familie würde dann später nachkommen.

Noch eine Reihe weiter zurück.

Sie sah den Eingang.

Maria spürte noch einmal kurz in sich hinein. Zögerte. Da fiel der erste Schuss.

Panik brach aus.

Sie quetschte sich durch die Tür und lief los.

Kaum war sie in der Dunkelheit traf sie die Kälte.

Hinter sich hörte sie Geschrei, einen weiteren Schuss, Angst und greifbare Panik.

Sie lief, ohne sich umzudrehen, ohne stehenzubleiben.

Atemlos und vor Kälte und Angst zitternd schloss sie wenige Minuten später die Tür ihrer Kammer hinter sich.

Die Nacht war quälend lang. Die Panikscreie und ihre Gedanken ließen sie keine Ruhe finden. War dies das Aus für ihre Streiksache? Waren mit den Schüssen ihre Träume geplatzt?

Am nächsten Tag begab sich Maria zeitig zum Platz, der zu ihrem Treffpunkt geworden war. Zögerlich stellte sie sich zu zwei Anderen. Langsam wurden es mehr Frauen. Mühsam, tröpfchenweise, jedoch stetig füllte sich der Platz. Maria wusste mittlerweile, dass gestern Anna LoPizzo ermordet worden war. Trotzdem oder gerade deshalb versammelten sich die Frauen wieder.

Die Obrigen konnten mit ihren Machtdemonstrationen sie aus ihren Heimatländern vertreiben, ihnen ihre Muttersprache streitig machen, doch ihre Stimmen brachten sie damit nicht zum Schweigen.

Die Sonne schien. Mit – 12°C war es heute nicht ganz so kalt wie in den vergangenen Tagen und doch ließ das Ereignis von gestern alle frieren. Es wäre alles verloren und Anna hätte umsonst ihr Leben gelassen, beschloss Maria, hakte sich bei der Nebenfrau ein und stimmte lautstark an:

„As we go marching, marching in the beauty of the day.“

(Während wir marschieren, marschieren wir in der Schönheit des Tages)